

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Siegen, den 13. August 1844.

Tendenz.

Freiwillige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, für alle Institutionen und vaterländische Interessen mit besonderer Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Preis.

Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17 1/2 Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuss. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährlich 25 Sgr.) außerhalb des preuss. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3 1/2 Zr.

Uebersicht.

Dankagung S. M. des Königs.
Der französische Klerus (Fortsetzung).
Ein Wort über die Todesstrafe.
Ueber die Definitivität der Statverordnetenberathungen.
Das katholische Gymnasium in Hadamar und seine Freunde.
Zur Literatur und Unterhaltung: Pietisten-Andacht. — Schwärmergeschwänze (Fortf.). — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Reisenden im 20. Jahrhundert. (Schluß). — Bemerkungen über England nach Rohls Reisen. (Fortf.). — Mannigfaltiges.
Literarischer Anzeiger.

Dankagung S. M. des Königs.

Die Zeitungen der preussischen Residenz vom 9. August enthalten Folgendes: „Ich kann den vaterländischen Boden nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, verlassen, ohne öffentlich den tiefgefühlten Dank in meinem und der Königin Namen auszusprechen, von dem unser Herz bewegt ist. Er ist durch die unzähligen mündlichen und schriftlichen Beweise der Liebe zu uns erzeugt worden, die das Attentat vom 26. Juli hervorgerufen hat — der Liebe, die uns im Augenblick des Verbrechens selbst entgegenkam, als die Hand des Allmächtigen das tödtliche Geschoss von meiner Brust zu Boden geworfen hatte. Im Augenblick zu dem göttlichen Erreiter gehe ich mit frischem Muth an mein Tagewerk, Begonnenes zu vollenden, Vorbereitetes auszuführen, das Böse mit neuer Siegesgewissheit zu bekämpfen und meinem Volke das zu sein, was mein hoher Beruf mir auflegt und meines Volkes Liebe verdient. Erdmannsdorf, 5. August 1844.“

(gez.) Friedrich Wilhelm.“

Der französische Klerus.

(Fortsetzung.)

Siegen, 12. August.

§ 3. Die organischen Artikel des Konkordats. Gesetz vom Germinal des Jahres X.

Herr Montalembert erkennt nicht bloß die Autorität der Handlungen der alten Gesetzgebung, sondern auch auf gleiche Weise die neuen Gesetze nicht an. Die Freiheit ist ihm die Losung von allen Gesetzen, die Anarchie in der bürgerlichen Ordnung als Vorbereitung zur geistlichen Herrschaft.

„Wenn man,“ sagt der edle Pair, „genug die Freiheiten der gallikanischen Kirche gegen uns angerufen hat, so kommt man zum Konkordat und zu den organischen Artikeln. Das Konkordat — Jedermann achtet es, die organischen Artikel — ja, das ist etwas Anderes.“ — Das heißt wahrscheinlich, man achtet sie nicht; und — warum nicht, Herr Graf, wenn es beliebt? — „Darum,“ antworten Sie, „weil die Kirche sie niemals anerkannt hat.“

Die Kammer, als Sie diese Worte sprachen, hat gemurmelt; dennoch fahren Sie fort, dieselben Gedanken ruhig fortzuspinnen. „Die organischen Artikel sind für uns (Katholiken) eine Verletzung des Konkordats; sie sind niemals durch die Kirche anerkannt. Ich weiß, daß sie zur selben Zeit mit dem Konkordat dem gesetzgebenden Körper vorgelegt sind, aber sie sind nicht zur selben Zeit durch die Autorität angenommen, welche im Namen der Kirche mit dem Staate unterhandelte. Im Gegentheil hat diese Autorität gegen diese Artikel, durch den Mund des Kardinals Caprara, protestirt, welcher damals Geschäftsträger war.“

So viel Worte, so viel Irrthümer. Ich habe überall beim Studium der Geschichte des Kirchenstaatsrecht gefunden, daß die päpstlichen und selbst Konzilienbeschlüsse niemals in Frankreich Kraft gehabt haben, als bis sie mit Zustimmung der öffentlichen Macht angenommen und bekannt gemacht worden; ich habe gefunden, daß bei den wichtigsten Gelegenheiten die Könige das Wesentliche in ihre Erlasse aufnahmen, damit die Unterthanen ihren Gesetzen, und nicht

den Vorschriften einer fremden Macht zu gehorchen schienen; das hat namentlich die Ordonnanz von Blois gethan, indem sie die Tridentiner Konzilienbeschlüsse über die Ehen erneuerte. Aber nirgends habe ich andererseits gefunden, daß, um gültig zu sein, die französischen Gesetze der Anerkennung und Uebereinstimmung von Seiten des Papstes bedurft hätten, noch daß sie als ungültig betrachtet wären, weil sie von der geistlichen Macht nicht angenommen wären, oder weil man gegen diese Gesetze von der ultramontanen Seite her protestirt hätte. Die bezügliche Behauptung des Herrn Montalembert ist die kühnste Verneinung des französischen Staatsrechtes, sie ist eine Injurie gegen die nationale Souveränität.

Von der andern Seite ist es unwahr, daß das Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X eine Verletzung des Konkordats gewesen sei; vielmehr bestimmt es die Mittel der Ausführung. Im Jahre X, zwei Jahre nachdem der erste Konsul gewählt, herrschte er noch nicht als unumschränkter Monarch. Er hatte das Recht, mit den auswärtigen Mächten Verträge zu schließen; aber damals, wie jetzt, mußte ein Vertrag, welcher auf die Finanzen und die innere Regierung Frankreichs zurückwirken sollte, durch ein Gesetz sanktionirt sein. Auch sieht man, daß der erste Titel dieses Gesetzes die Ueberschrift hat: Von dem Regiment der katholischen Kirche, in seinen Verhältnissen zu den Rechten und der Polizei des Staates. Das ganze Gesetz ist betitelt: Organische Artikel der Uebereinkunft vom 20. Messidor des Jahres II.

Dies Gesetz hat drei Arten von Gegnern gefunden; 1) den alten Klerus, die kleine Kirche, von der Herr Montalembert redet; 2) einige zähe Köpfe, alte und hartnäckige Jansenisten, denen Napoleon im Konkordat in einigen Punkten zuviel nachgegeben zu haben schien, damit er sich durch den Papst krönen lassen könnte; 3) der römische Hof, welcher mit Verdruss hier eine Erneuerung der alten Grundsätze der gallikanischen Kirche sah.

Das alte Episkopat hatte im Prinzip Recht, als es dem Papste das Recht bestritt, den französischen Bischöfen ihre Mitra nehmen, und gegen ihren Willen sie Andern aufsetzen zu können; diese Prälaten riefen, mit Grund in ihrer Herzensangst, die gallikanischen Freiheiten an, welche durch das Kirchenhaupt in ihrer Person verletzt waren.

Was die Puritaner betrifft, welche mit dem Akte des ersten Konsuls nicht zufrieden gestellt waren, so hätte man sie fragen können, was sie an seiner Stelle gethan haben würden? ob sie glücklicher, mächtiger, geschickter als er gewesen sein würden? und man hätte bei dieser Gelegenheit ihnen alles das Verkehrte in ihrer zivilen Konstitution vom Jahre 1790 in's Gedächtniß zurückerufen können. Man sagt, Napoleon, damals Bonaparte, habe in einigen Punkten zuviel nachgegeben, um zu erreichen, daß der Papst ihn in Paris kröne. Ich weiß nicht, ob im Jahre IX der erste Konsul schon an den Kaiserhut dachte. Man darf wenigstens zweifeln, daß dieser Gedanke einer der Hauptgründe des Konkordats gewesen; vielmehr ist die Reise des Papstes nach Paris Ursache mehrerer zuvorkommenden Zugeständnisse des Kaisers gegen den Papst gewesen, welcher sich bei seiner Rückkehr dazu Glück wünschte. Wie dem sein mag, man muß zugeben, daß das französische Gouvernement, welches nicht bloß für den Staat, sondern auch für die Kirche von Frankreich unterhandelte, in gewissen Punkten sich zu sehr hat gehen lassen, und besonders in der unumschränkten Abhängigkeit, in die man den

ganzen Klerus zweiter Ordnung gegenüber den Bischöfen gebracht hat; das ist ein wirkliches Uebel, welches sich nur dadurch heilen läßt, daß man die bei weitem zu geringe Zahl der unabsehbaren Geistlichen vermehrt, und demgemäß die bei weitem zu große Zahl der nach dem Gutmüthen, ad nutum, der Bischöfe, ohne Einschreiten des Gouvernements entfernbaren stellvertretenden Priester reduziert.

Aber wenn man alles Dies einer Nachgiebigkeit des ersten Konsuls gegen den heiligen Stuhl zuschreiben kann, wie läßt sich dieser Vorwurf mit den Einsprüchen des römischen Hofes gegen das Gesetz des Jahres X vereinen? — Und in der That hat er doch Einspruch gethan, nicht unmittelbar nach der Votirung dieses Gesetzes 1802, sondern nur am Ende des Jahres 1803, und nicht gegen alle Artikel, sondern nur gegen einige wenige. Und was weit wichtiger ist zu beweisen, er hat nicht gegen das Recht und die gesetzgebende Macht Frankreichs Einspruch gethan, sondern gegen die Angemessenheit dieser Artikel, und indem er die Unbequemlichkeit, welche sie ihm verursachten, anführt. Er that dies durch den Kardinal Caprara; auf diese diplomatische Mittheilung wurde aber diplomatisch durch ein offizielles Schreiben des Herrn Portalis im Namen des geistlichen Ministeriums geantwortet; und die Antwort, in welcher dieser gewandte Staatsrath die angegriffenen Artikel verteidigte, schien zweifelsohne entscheidend, denn es fand keine Entgegnung statt. Und weit entfernt, zu behaupten, daß das Gesetz vom Jahre X das Konkordat verletzt hätte, und daß dieses letztere daher als aufgehoben betrachtet werden müßte, hat es als Ergänzung seine Ausführung erhalten, sowohl von Seiten des römischen Hofes, durch seine Handlungen und den Aufenthalt des Legaten in Frankreich, als des französischen Gouvernements. Seitdem hat unter dem Kaiserreich, der Restauration, noch in der Gegenwart die Einrichtung der französischen Kirche auf diesem Gesetz des Jahres X ebensowohl, als auf dem Konkordat selbst beruht, welche zusammen bekannt gemacht sind, um unzertrennlich in Kraft zu bleiben.

Von diesem Gesetze hat indeß Herr Montalembert in der Pairskammer gesagt: „Wir erkennen es nicht als Gesetz an, wir werden seine Reform und seine Aufhebung mit allen möglichen gesetzlichen Mitteln durchzusetzen suchen.“

Zwischen den zwei Gliedern dieser Worte ist ein Widerspruch; sucht so viel ihr wollt, die Aufhebung oder Reform eines Gesetzes durchzusetzen; jeder Bürger hat das Recht, darnach zu verlangen; Herr Montalembert hat mehr als das, er hat als Pair das Recht der Initiative, um ein entgegengesetztes Gesetz vorzuschlagen; das ist gesetzlich und möglich. Aber was nicht gesetzlich ist, das ist Dies, vorläufig zu erklären, daß man ein Gesetz, das noch nicht widerrufen ist, nicht als Gesetz anerkennt; — auch wird es nicht widerrufen werden.

In der That, diese Artikel, die man so gern änderte oder umstieß, sind keine Erzeugnisse der Phantasie, keine Lustgestalten, die man willkürlich aus der französischen Gesetzgebung austreiben könnte. Hierin liegt der Grund des französischen Staatskirchenrechts, es sind Grundsätze für alle Zeit; der Staat würde sich selbst aufgeben, wenn er je auf sie Verzicht leisten könnte.

§ 4. Appellationen wegen widerrechtlicher Handlungen.

Nicht zufrieden, so die alten und neueren Gesetze, und Alles, was das hergebrachte Kirchenrecht ausmacht, anzugreifen, beklagt sich Herr von Monta-

lombert, unter dem Vorwande, das Recht zu vertheidigen, welches die Bischöfe haben gegen Den, welcher sie verletzt, Einspruch zu thun, über die gegen das Episkopat gerichteten Verfolgungen; er erhebt sich mit einem Male gegen die Appellationen wegen widerrechtlicher Handlungen und Das, was er die verhasste Gerichtsbarkeit des Staatsrathes in dieser Sache nennt; er tadelt auf gleiche Weise den Spruch des Appellationshofes, auf die Erklärung der Geschworenen, gegen den Abbe Combalot. Ihn verpflichten, eine solche Sache für abgemacht zu halten, das hieße, sagt er, die Christen verpflichten, die gegen die Märtyrer erlassenen Sprüche zu bestätigen! und er fügt hinzu: „Der göttliche Stifter unserer Religion ist selbst auch durch die Gerichtshöfe verurtheilt.“

Betrachten wir diese Reihe von Einwürfen.

Niemand bestreitet den Bischöfen, den Geistlichen eben so wenig, wie den einfachen Gläubigen, das Recht, gegen Den, der sie beeinträchtigt, Einsprüche zu erheben, und von dieser Freiheit der Klage Gebrauch zu machen, welche das Recht aller Franzosen ist. Dies Recht wollen wir mit Herrn von Montalembert anerkennen, laut bekennen, vertheidigen. Man kann die Behauptungen einer falschen Philosophie angreifen, Verordnungen machen, worin die katholischen Ansichten den irrthümlichen Behauptungen der Schule gegenübergestellt wären, wo man Das, was sie Falsches, Kühnes, Gefährliches für Herz und Geist haben, bezeichnet; das ist das Recht, die Pflicht der Bischöfe. Aber man achte die Institutionen, man schone die Personen. — Der Klerus dagegen hat sich heftig und gemein geäußert. So nur wendet sich auch Herr von Montalembert gegen die Appellationen wegen widerrechtlicher Handlungen, und gegen die verhasste Jurisdiktion des Staatsrathes.

(Fortf. f.)

* Ein Wort über die Todesstrafe.

Bonn, den 3. August. Herr Redakteur! Die schreckliche Unthat, welche in Berlin verübt worden ist, veranlaßt mich, Ihnen hierbei einige Zeilen über die Todesstrafe zur Einrückung mitzutheilen. Es ist wahrlich eine Trauer für ganz Deutschland, daß ein Monarch, ein Muster von Güte und Herablassung, ein Fürst, der in Person Jedem zugänglich ist, diesem Verbrechen hat ausgesetzt sein können. Nicht Alles kann ein König bewilligen; allein, wenn dieser ein Gesuch abweist, thut er es mit Gründen, immer ungern und oft mit ausdrücklichem Bedauern. Gott erhalte diesen König! G. H.

Die Todesstrafe.*)

Die Weisheit der neueren Zeit hat das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, bezweifeln und deren Aufhebung anempfehlen wollen. Statt dessen will man den Verbrecher für immer einsperren, und ist auch wohl auf die schon vor tausend Jahren bisweilen angewendete Blendung zurückgekommen.

Allein, es ist möglich, aus dem Gefängniß zu entfliehen, und selbst die Blindheit des Bösewichts kann die Menschen nicht überall sicherstellen. Der Sorgen, Mühen und Kosten, welche in beiden Fällen den Unschuldigen, d. h. dem Staate, aufgebürdet werden, nicht einmal zu gedenken.

Dem Staate liegt die Pflicht ob, seine Bürger zu vertheidigen, und es kann ihm das Recht nicht bestritten werden, den Angriff der Bosheit auch für die Zukunft auf's Sicherste abzuwehren. Dies wird durch die Tödtung des Verbrechers nicht nur bewirkt, sondern diese Strafe schreckt auch Andere von ähnlichem Mißbrauch der rohen Gewalt ab.

Die Meister der Seelenkunde haben in unsern Tagen versucht, die größten Verbrecher damit zu entschuldigen, daß sie die Uebelthat im Wahnsinn verübt hätten, also nicht zurechnungsfähig seien. Aber werden diese zarten Psychologen den Tiger, den Wolf, der ihnen begegnet, leben lassen, wenn sie das Mittel, ihn zu vertilgen, zur Hand haben? Und doch sind diese Raubthiere nicht zurechnungsfähig, wenn

*) Die Unterzeichnete kann beim Abdruck dieses Aufsatzes über die Todesstrafe nur den Wunsch an ihre verehrl. ständigen Korrespondenten ausdrücken, diese hochwichtige Frage auch von anderer Seite in eine nähere Betrachtung zu ziehen. D. Red.

sie das Lamm verzehren, das Kind zerreißen. Von Recht und Unrecht kann bei ihnen nicht die Rede sein.

Wollen wir also nicht zum Stande dieser Raubthiere und erniedrigen, alle Gesittung unterdrücken, ein Pflichtgefühl leugnen, ja alle gesellschaftliche Verbindung, somit den Staat ganz aufgeben, so muß diesem das Recht bleiben, seinerseits selbst zu beurtheilen, welches Mittel er für zureichend hält, den Feind der Ordnung zu strafen und unschädlich zu machen; er muß das Recht haben, denselben im äußersten Fall zu vernichten.

Zu den Fällen, wo göttliche und menschliche Gesetze die Todesstrafe mit Recht verordnen, gehört sicherlich der Mord. Wer so thierisch grausam ist, seinen Nebenmenschen menschlerisch und mit Vorbedacht zu ermorden, verdient nicht zu leben.

Der Versuch des Verbrechens, wenn dessen Vollziehung nicht durch den Willen des Thäters, sondern nur durch äußeren Zufall behindert worden ist, ist eben so strafbar. Bonn, 3. August. G. H.

Ueber Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenverhandlungen.

Die Schlesische Chronik enthält folgenden, aus Breslau vom 1. August datirten Artikel: „Der Minister des Innern hat unterm 25. Juni d. J. an sämtliche Oberpräsidenten (mit Ausschluß des der Rheinprovinz) eine Verfügung erlassen, worin die Ansicht einer Stadtverordnetenversammlung, daß die Kabinettsordre vom 19. April c. über die Veröffentlichung der Beschlüsse städtischer Behörden und Vertreter die Festsetzungen der Städteordnung und der Instruktion für die städtischen Vertreter beschränkt habe, als auf einem Mißverständnisse beruhend erklärt wird. „In denjenigen Städten,“ heißt es in dem gedachten Reskript unter Anderm, „in welchem die Städteordnung vom 19. November 1808 gilt, bedarf es der Genehmigung des Magistrats zu der Veröffentlichung der Gutachten über die Verwaltung eben so wenig, als solche zum Abdrucke der in § 14 der allegirten Instruktion bezeichneten Aufträge über Gegenstände bevorstehender Beratungen erforderlich ist. Die allerhöchste Kabinettsordre vom 19. April d. J. hat daher in den betreffenden Vorschriften der Städteordnungen Nichts geändert, noch beschränkt, sondern die Gegenstände, welche in gesetzlicher Weise veröffentlicht werden können, nur vermehrt.“ Somit ist allen städtischen Behörden und Vertretern, die sich mit ihrer Passivität, Bequemlichkeit oder Oeffentlichkeitscheu hinter die angeblichen Beschränkungen der königlichen Kabinettsordre vom 19. April d. J. zurückziehen wollten, die Verschönerung weggenommen, und sobald die Bürger einer Kommune darauf bestehen, wird diesem Fortschritt der Oeffentlichkeit in städtischen Angelegenheiten nicht länger ein Hinderniß entgegen gesetzt werden können.“

* Das katholische Gymnasium in Hadamar und seine Freunde.

(S. Nr. 11 des „Mainzer Katholiken“ v. 10. Juli 1844.) Von der Lahn, 25. Juli 1844. Das neue katholische Gymnasium in Hadamar scheint unter ungünstigen Sternen in das Leben eingetreten zu sein. Kaum hat das zarte Kind das Licht der Welt begrüßt, als sich zu seiner Pflege von allen Seiten geschäftige Wärter herbeidrängen, die ihrem Charakter nach das Wachsthum des Neugeborenen eher zu hemmen, als zu befördern geeignet sind. Zu diesen zweideutigen Freunden gehört der durch seinen Ultramontanismus verrufene „Mainzer Katholik“, und besonders jener fanatische Kopf, der durch seinen, von Lügen und Injurien übersprudelnden Artikel in Nr. 11 des Mainzer Blattes beweist, daß er reif ist für ein Haus, in welchem man Lügen und Injurien abbüßt. Wir glauben eine Liebespflicht zu erfüllen, wenn wir Diejenigen, denen die Erziehung des neugeborenen Kindes übertragen ist, vor solchen Wärtern ernstlich warnen, und ihnen anrathen, sich ja nicht auf Irrwege verleiten zu lassen, sondern immer nur den Weg der Wahrheit und des Rechtes einzuhalten. — Doch, ohne Bild, zum Gegenstande selbst.

Da es ein verkehrtes und schädliches Unternehmen ist, einer an und für sich guten Sache, wie die Gründung einer Bildungsanstalt ist, durch Lügen und böse Ausfälle gegen Andersdenkende aufzuhelfen zu wollen, so glauben wir der neuen Anstalt und allen Denjenigen, die sich für dieselbe interessieren, einen Dienst zu erweisen, wenn wir die in Nr. 11 des „Mainzer Katholiken“ enthaltenen Unwahrheiten aufdecken, und ohne Vorliebe, wie ohne Leidenschaft das wahre Sachverhältniß darstellen. Wir wollen dabei den „Katholiken“ Schritt für Schritt begleiten.

Zuerst heißt es: „Das Pädagogium in Hadamar war unter dem Rektorate des unermüdligen Frorath das blühendste im Lande; allein mit dem Tode dieses Ehrenmannes stand demselben eine traurige Krise bevor.“ Wir erwidern darauf: Der selige Rektor, Professor Frorath, der mit Recht wegen seiner unermüdligen Thätigkeit gelobt wird, war wegen seiner Freimüthigkeit und seinen freisinnigen Ideen bei der Partei der Ultramontanen, gegen die er oft zu Felde zog, nicht beliebt, und als er in einem Programme die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen verfocht, da erhob sich ein Zetergeschrei in allen ultramontanischen Blättern, besonders aber in einer Würzburger Zeitung, welche ihn mit dem Schulmeister von Falerii verglich, der die seinem Schutze anvertraute Jugend dem Feinde überliefern wollte, von Camillus aber finster abgewiesen und verurtheilt wurde, die Hände auf den Rücken gebunden, von seinen Schülern in die Stadt zurückgepeitscht zu werden. Dieser Ausfall eines Ultrablattes, weit entfernt, dem Ansehen des Rektors Frorath zu schaden, vermehrte noch die Achtung, die er sich bei allen Vernünftigen erworben hatte. Wir führen diesen Vorfall nur deswegen an, um zu beweisen, daß der selige Frorath keineswegs die Sache, für welche der „Mainzer Katholik“ in die Schranken tritt, zu vertreten suchte. So lange Frorath noch in der Fülle seiner Kraft war, stand das Pädagogium in Hadamar in schöner Blüthe; als er aber, durch eine langwierige Krankheit in das Zimmer und auf das Lager gebannt, die Aufsicht, welche er selbst so gut führte, einem Andern übertragen mußte, da gerieth allerdings die Disziplin und mit ihr die Schule in Verfall, und als der Rektor M. — im November 1839 nach Hadamar versetzt wurde, war es so weit gekommen, daß bei der verwilderten Jugend Raufereien, Kommerzieren, Schnapstrinken und Tabakrauchen an der Tagesordnung waren. Strenge Zucht war nöthig und sie wurde gehandhabt. Der verbannte Geist der Thätigkeit und der sittlichen Ordnung kehrte wieder, und der Rektor erhielt von der Landesregierung mehrmals durch Reskripte und Gehaltszulagen Beweise, daß man seine Verdienste um die Anstalt anerkannte. Das ist Thatsache, das bezeugen die Akten der Registratur in Hadamar, die in den Akten der herzoglichen Landesregierung niedergelegten Urtheile der landesherrlichen Prüfungskommissäre, und besonders im August des Jahres 1843 das Urtheil des Kommissarius und Regierungsrathes Dr. Seebode, welcher dem Rektor wörtlich das Zeugniß ausstellte, daß seiner unermüdligen Thätigkeit und Fürsorge die Anstalt ihre Erhebung und ihren gegenwärtigen Flor zu verdanken habe. Es ist also eine Unwahrheit, wenn der Verfasser des Artikels in Nr. 11 des „Mainzer Katholiken“ sagt, „daß mit dem Tode Frorath's für das Pädagogium in Hadamar eine traurige Krise eingetreten sei“, und eben so unwahr ist die weitere Behauptung, „daß Indifferentismus und seine Folgen eingetreten seien.“ Nein, Indifferentismus wurde nicht verbreitet, wohl aber in der allgemeinen Religionslehre auf das Wesen der Religion, besonders aber auf den Geist der Religion Jesu, der da sprach: „Meine Worte sind Geist und Leben“, aufmerksam gemacht. Es herrschte Friede und Eintracht unter den Zöglingen der Anstalt, und man wußte Nichts von den konfessionellen Reibungen, wie sie jetzt vorfallen, was selbst der Referent im „Mainzer Katholiken“ nicht ableugnen kann. Einsender dieses rechnet es sich zur Ehre, daß er den Parteimännern, welche kein an-

deres Christenthum anerkennen, als das ultramontanische, nicht gefällt. Er hat eine viel zu hohe Achtung vor der christlichen Religion, als daß er die fanatischen Ansichten des jungen Klerus, der jetzt so häufig die Kanzel durch seine Polemik gegen Andersdenkende entweicht, je theilen könnte. Der Referent im „Mainzer Katholiken“ behauptet ferner, „daß ein Lehrer des Pädagogiums, ein Protestant, sich sogar erlaubt hätte, öffentlich in der Schule den katholischen Schülern den Rath zu geben, doch um Alles in der Welt die Vernunft über ihren Glauben zu stellen, mit der oft wiederholten und inständigsten Bitte, sie möchten ihn doch ja nicht verrathen“. Die Richtigkeit dieser Angabe, so wie sie hier vorliegt, müssen wir bezweifeln, da uns nie Etwas der Art zu Ohren gekommen ist. Gesezt aber auch, ein Lehrer habe sich unvorsichtige Aeußerungen der Art erlaubt, so kann dafür der Vorsteher der Anstalt nur dann verantwortlich gemacht werden, wenn er solche ihm bekannt gewordene Aeußerungen ungerügt läßt. Das kann aber von dem Rektor M., dem selbst seine Feinde Sinn und Gefühl für Gerechtigkeit und Unparteilichkeit nicht absprechen, nicht behauptet werden. Die Angabe, daß der Lehrer die Schüler gebeten habe, ihn nicht zu verrathen, ist zu lächerlich, da wohl jeder Lehrer, der sich so offen seinen Schülern mittheilt, darauf gefaßt sein muß, daß dergleichen Aeußerungen über die Grenzen der Schultube hinausgetragen werden. Wir halten die Lehrer, denen man diese Aeußerungen in den Mund legt, einer solchen Schwäche nicht fähig. Der „Mainzer Katholik“ fährt fort: „So war es im Herbst 1843 so weit gekommen, daß bei gewissenhaften Vätern die Anstalt das Vertrauen verloren hatte.“ Nein, die Anstalt hat nie das Vertrauen der Vernünftigen und Gutgesinnten verloren, wie dies unter Anderm schon aus den oben angeführten Urtheilen Herzoglicher Landesregierung hervorgeht. Freilich konnten die Ansichten des Rektors M. einer kleinen Zahl von Schriftgelehrten und Pharisäern eben so wenig gefallen, als jene des seligen Frorath, und diese Finsterlinge waren auch nicht untätig, im Geheimen gegen ihn und die Anstalt zu wirken. Einem Pfarrer, der sich dieses mehr öffentlich zu Schulden kommen ließ, und die Persönlichkeit des Rektors angegriffen hatte, gab Herzogl. Landesregierung nach Untersuchung des Vorfalles ihre Mißbilligung zu erkennen. Es läßt sich leicht denken, daß es jener Partei große Freude machen mußte, als der Rektor M. im Oktober 1843 von Hadamar nach Weilburg versetzt wurde. Diese Versetzung war aber nicht die Folge von dem Verluste des Vertrauens, sie hatte vielmehr in höheren Rücksichten der Staatsverwaltung ihren Grund, und daß Herzogl. Landesregierung nicht aufhörte, die Verdienste des Rektors M. um die Anstalt in Hadamar anzuerkennen, beweist der Umstand, daß ihm bald darauf von Sr. Durchlaucht dem Herzoge der Dienstcharakter eines Oberschulrathes ertheilt wurde. Der Referent im „Mainzer Katholiken“ fährt fort: „In der Person des Professors Kreizner in Weilburg wurde dem Pädagogium zu Hadamar ein Mann zum Haupte gegeben, den öffentliche Blätter als Menschen, Christen und Gelehrten von Fach genugsam geschildert haben, und um dessen Wirksamkeit desto mehr Kraft und Nachdruck zu verleihen, wurde ihm in dem jungen Prorektor, Hrn. Bellinger zu Wiesbaden, ein ausgezeichnete Schulmann an die Seite gestellt.“ Herr Professor Kreizner, der uns als ein bescheidener, keineswegs von sich eingenommener Mann geschildert worden, wird gewiß über solche Lobhudeleien schamroth werden, und auch der junge Prorektor, jetzige Professor Bellinger wird wohl finden, daß ihm hier allzuverschwenderisch Beihrauch gestreut worden ist. Es läßt sich nun leicht urtheilen, was auch von folgender Behauptung zu halten sei, daß Jeder bei diesen Versetzungen die Weisheit Herzogl. Landesregierung laut gepriesen habe, und daß Jünglinge aus allen Gauen der Anstalt in Hadamar sofort zugeströmt seien. Die weitere Angabe, daß die Stadt Wiesbaden eine Bittschrift um

ein vollständiges Gymnasium eingereicht habe, ist eine von den vielen Unwahrheiten, die sich der Verfasser des fraglichen Artikels erlaubt. Wiesbaden hat wohl die Erweiterung der Realschule gewünscht, ist aber nicht mit einer Bittschrift um ein vollständiges Gymnasium bei Herzogl. Landesregierung eingekommen. Nun folgen in genanntem Artikel heftige Ausfälle auf das Gymnasium in Weilburg. Es wird behauptet, schon unter Snell habe sich das Gymnasium in Weilburg das Vertrauen der katholischen Bevölkerung des Landes nicht erwerben können, und bis zum Tode desselben habe sich nur Ein katholischer Lehrer an demselben befunden. Die Angabe, daß nur Ein Katholik bei dem Gymnasium in Weilburg unter Snell angestellt gewesen, ist unrichtig. Der Professor der Mathematik Pistor, der Professor der französischen Sprache Daulnoy und der katholische Pfarrer Hiesgen waren damals an dieser Anstalt wirksam, und nach dem Abgange Daulnoy's trat Barbier ein, ebenfalls ein Katholik. Was den Punkt des Vertrauens betrifft, so war der Oberschulrath Snell ein philosophisch gebildeter, durch seinen biederen Charakter und seine humane Denungsweise allgemein, auch bei Katholiken, geachteter Mann. Wir berufen uns auf das Zeugniß der katholischen Jünglinge unter Snell, und namentlich Derjenigen, die jetzt im Pfarramte wirken, ob der Direktor Snell den Katholiken je Veranlassung zum Mißtrauen gegeben habe. Mögen die Mäner des Edlen dem Injurianten verzeihen, denn er weiß nicht, was er redet. Weiter heißt es: „Wenn das Gymnasium in Weilburg schon unter Snell das Vertrauen der katholischen Bevölkerung sich nicht erwerben konnte, so hatten die Katholiken einen wahren Horror vor dieser Anstalt unter den späteren Direktoraten. Der Direktor, welcher unmittelbar auf Snell folgte, mag sich gegen den Horror vertheidigen, falsch aber ist es, wenn der Verfasser des genannten Artikels auch den jetzigen Direktor in diesen Horror-Kreis hineinzieht, da die Katholiken durchaus keine Ursache haben, gegen denselben das geringste Mißtrauen zu hegen oder zu glauben, es werde den katholischen Interessen zu nahe getreten. Auch sind jetzt außer dem katholischen Pfarrer noch zwei katholische Hauptlehrer an der Anstalt wirksam. Wir übergehen Das, was der Referent in poetischer Begeisterung über den ehemaligen Zustand der katholischen Kirche im Herzogthum Nassau gar erbaulich ausspricht; falsch aber ist es, wenn zu verstehen gegeben wird, die Landesregierung habe gleichsam aus Furcht vor dem Geschrei des Klerus die Gründung einer katholischen Anstalt in Hadamar bewilligt. Darauf folgt nun wieder eine Lobhudelei der neuen Lehrer, und den alten vielgepriesenen werden noch zugesellt der Herr Professor Rottwitt, ehemaliger Lehrer Sr. Herzogl. Durchlaucht, und der junge Theolog und Philolog Herr Giesen. Es heißt unter Anderm: „Die Männer, deren Pflege die neue Anstalt in dem schönen Hadamar mit seinen munteren, fleißigen und gutmüthigen Bewohnern übergeben wurde, leisten durch ihre ausgezeichneten Persönlichkeiten Bürgschaft, daß das Gymnasium in Hadamar unter seinen Schwestern die Krone erringen und sich der zahlreichsten Frequenz erfreuen wird.“ Wir wünschen der neuen Anstalt von Herzen Glück zu der zu erringenden Lorbeerkrone, sind aber der Ansicht, daß der Empfehlungsbrief, der ihr in dem „Mainzer Katholiken“ von dem verdächtigen Referenten ausgestellt wird, die Frequenz nicht vermehren, sondern dadurch, daß er die evangelischen und auch die vernünftigeren unter den katholischen Eltern auf das Getriebe unter den Fanatikern aufmerksam macht, eher vermindern wird. Hierauf folgt nun eine Fluth von Schimpfwörtern gegen den Verfasser des Artikels in No. 47 des zu Siegen erscheinenden „Deutschen Bürgerblattes“ unter dem Rubrum: Aus Nassau, die neuen Gymnasien. Wir überlassen dem Verfasser des Siegener Artikels seine eigene Vertheidigung, bedauern aber, daß auch der Konrektor Schmidtborn bei dieser Gelegenheit auf eine pöbelhafte Weise angegriffen wird, und wünschen, daß derselbe aus dem

Kreise solcher fanatischen Menschen, wie der in Hadamar wohnende Referent des „Mainzer Katholiken“ ist, möglichst bald erlöst werden möge. Jetzt kommt das Wichtigste. Das Siegener Blatt hatte berichtet, es hätten in Hadamar zwischen Knaben von 10—12 Jahren Religionsstreitigkeiten stattgefunden, und dieser Verhältnisse wegen hätten Eltern ihre Söhne von der Anstalt weggenommen. Was zur Widerlegung dieser Beschuldigung gesagt wird, ist so schwach, daß vielmehr die Thatsache unbestritten bleibt. Es wird zugegeben, daß ein katholischer Schüler sich ein Schimpfswort gegen den evangelischen Pfarrer erlaubt habe, aber die Sache damit entschuldigt, es seien vorher von einigen evangelischen Mitschülern auf der öffentlichen Straße die katholischen Schüler „Gözendienen, Heiligenanbeter und Heiden“ genannt worden, und es wird zu verstehen gegeben, die evangelischen Schüler könnten so Etwas nicht aus sich haben, wie sich auch der Herr Rektor in seinem salomonischen Urtheile darüber ausgesprochen habe, sondern es müßte ihnen von einem Andern beigebracht und eingeflüstert worden sein, und der Schüler, der sich das Schimpfswort gegen den evangelischen Pfarrer erlaubte, habe diesen vielleicht für den Urheber jener falschen Beschuldigungen angesehen. Es ist schon weit gekommen, wenn ein katholischer Schüler sich gegen den evangelischen Pfarrer, der doch Lehrer der Anstalt ist, Schimpfsworte erlaubt, und eine solche Rohheit verdiente wohl etwas mehr, als gewöhnlichen Arrest. Hat dies aber der böse Bube vielleicht auch nicht aus sich? könnte man fragen, wenn man die Manier des Referenten im „Mainzer Katholiken“ annehmen wollte. Doch wir wollen diesem Vorbilde nicht nachahmen. Von keiner Seite sind solche Reibungen zu rechtfertigen, und es ist eine traurige Erscheinung, daß der Sektengeist jetzt von Neuem sein häßliches Haupt erhebt. So viel wir den evangelischen Pfarrer in Hadamar kennen, halten wir ihn nicht für fähig, Veranlassung zu solchen Reibungen gegeben zu haben; leider aber haben wir von der andern Partei oft genug gehört, daß selbst in öffentlichen Reden und Katechesen in der guten Stadt Hadamar die Waffen der Polemik gegen Andersdenkende sind geführt worden. Wo solche Vorfälle sich ereignen, wie sie von dem Verfasser jenes Artikels zugestanden werden, wo sie solche Beurtheiler finden, und wo man Männer von Ehre so ohne Grund verdächtigt, da möchten es doch wohl manche evangelische und selbst katholische Eltern mit Recht bedenklich finden, ihre Kinder den Einwirkungen einer solchen Atmosphäre auszusetzen. Dem Vorsteher der Anstalt aber, dem Professor Kreizner, ist zu rathen, daß er nicht Partei ergreife, sondern frei und vorurtheilslos sich über den Parteien halte. Zum Schlusse des Artikels folgt wieder ein Ausfall auf das Siegener Blatt, weil es die Behauptung aufstelle, „alle aus einem, nach kirchlichen Vorschriften eingerichteten Seminaren hervorgehenden Geistlichen erkannten keinen Staat, hätten kein Vaterland und hörten auf, Welt- und Staatsbürger zu sein“. Diese Behauptung mag allerdings an Uebertreibung streifen, aber wahr bleibt es, daß die ultramontanen Tendenzen bei der jungen katholischen Geistlichkeit zu grell hervortreten, als daß nicht die Regierungen darauf aufmerksam werden sollten. Es scheint die Lieblingsidee dieser Herren zu sein, einen Staat im Staate zu bilden, und nach allen Kräften dahin zu streben, daß die Zeiten Gregor's VII. zurückgeführt werden. Es ist Zeit, an das Wort der Römer zu erinnern: „Die Konsuln mögen Sorge tragen, daß der Staat keinen Schaden leide.“

Die Bedeutung der Chemie und der chemischen Schulen.

Der gewaltige Einfluß, den eine Wissenschaft, welche vor Kurzem nur bei wenigen Ausgewählten zu finden war, nunmehr auf alle materiellen Interessen, auf Gewerbe, Landwirthschaft und Verkehr

ausübt und fortan in immer größerm Umfange ausüben wird; das Drängen der Gebildeten nach Aufklärung über Alles, was bei Beförderung des Menschenwohls ein wichtiges und entscheidendes Moment abgibt; alles Dies mag es rechtfertigen, daß wir den in der Aufschrift berührten Gegenstand im deutschen Bürgerblatt zur Sprache bringen. Wenn wäre unbekannt, daß der neueste Aufschwung der Chemie von unserer Nachbarstadt Gießen ausgegangen ist? Dort versammeln sich alljährlich lernbegierige Schüler von allen Nationen, aus allen Erdtheilen, um diejenige Wissenschaft, welche den Hauptschlüssel zur Kenntniß der Erscheinungen in der materiellen Schöpfung enthält, sich anzueignen und, in ihre Heimath zurückgeführt, zum Gemeingut zu machen. Schüler ist aber für Gießen ein weiter Begriff; Deconomen, Gewerbetreibende aller Art, selbst Professoren verschmähen es nicht, in dem Laboratorium des Professors Liebig noch einen nachträglichen Kursus zu machen. Zu den letztern gehört auch der schottische Professor der Chemie und Medizin, William Gregory aus Edinburg, vorher in Aberdeen. Der von ihm über Großbritannien und seine industriellen Verhältnisse einerseits, über Gießen und seine Wirksamkeit andererseits an den Lordkanzler der Universität abgestattete Bericht behandelt das zum Vorwurf genommene Thema mit solch durchdringendem Scharfblick, daß wir es uns nicht versagen können, den wesentlichen Inhalt desselben in freier Uebersetzung dem deutschen Publikum nachstehend mitzutheilen.

Nach einer kurzen Einleitung, die wir hier übergehen, beginnt der Bericht:

Mein Lord! In keinem Lande wird die ungeheure Wichtigkeit der Chemie für die Menschheit leichter anerkannt werden, als in Britannien. Wir haben, mehr als irgend ein anderes Volk, die unzähligen Anwendungen dieser Wissenschaft zu nützlichen Zwecken in unsern Fabriken beständig vor Augen, und Jedermann weiß, daß die Dampfmaschine, die Sicherheitslampe, das Gaslicht und hundert andere Erfindungen eben so viele Wohlthaten sind, welche die Wissenschaft in den letzten 50 Jahren den Menschen verliehen hat.

Aber selbst unter uns kennen wenige den Umfang, in welchem chemische Fabriken für unser Nationalglück wesentlich und unauslöschlich in das Gebäude jener nützlichen Künste verwebt sind, von welchen sowohl unsere physische Bequemlichkeit und Wohlfahrt, als unser Gewerbe und Verkehr ganz und gar abhängen.

Ich weiß, Ew. Herrlichkeit werden mir daher verzeihen, wenn ich es wage, hier kurz die Geschichte eines Zweiges der chemischen Fabrikation mit seinen Anwendungen auf andere Gebiete der Industrie darzustellen. Das Beispiel, welches ich wähle, ist die Fabrikation der Schwefelsäure, welche in unserm Lande zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gediehen ist. Ich werde mich bemühen, die Ursache der vermehrten Nachfrage, welche zu den großen Verbesserungen in der Bereitung dieser Säure leitete; die merkwürdigen Resultate, welche stufenweise aus ihrer wachsenden und wohlfeilen Lieferung flossen, und die wichtigen Einflüsse dieses Zweiges der Industrie auf die Nationalinteressen zu erläutern.

Es ist besonders bemerkenswerth, daß diese Resultate sehr rasch auf einander folgten, und daß sie ohne Ausnahme aus der Anwendung von rein wissenschaftlichen Grundsätzen auf die Lösung von praktischen Problemen entsprangen; ein schlagender Beweis für die Wahrheit, daß die Ausbildung der Naturkunde um ihrer selbst willen die einzige ächte Quelle nützlicher Entdeckungen ist. Die angezogenen Probleme konnten allein von Menschen gelöst werden, die ihr Leben den rein wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmet und hierdurch jene allgemein anwendbaren Grundsätze festgestellt hatten, welche sie zur Erreichung der angestrebten Gegenstände geschickt machten.

Der bisherige Erfolg mußte uns auch lehren, daß die fleißige Aufsuchung neuer Wahrheiten, wenn sie gleich zuerst fern von jeder praktischen Anwendung erscheinen, im Laufe der Zeit praktische Resultate von gleicher oder größerer Wichtigkeit gewähren; daß keine gehörig festgestellte Thatfache in der Na-

turwissenschaft jemals unfruchtbar ist und daß die beste Methode zur Beförderung praktischer Verbesserungen in der Aufmunterung zu wissenschaftlichen Forschungen besteht.

Indem ich nun kurz die mannigfachen Beziehungen dieser wichtigen Fabrikation beschreibe, werde ich einen vortrefflichen anonymen Artikel benützen, welcher über diesen Gegenstand in der „Allgemeinen Zeitung“ erschien und der offenbar in der Absicht geschrieben war, um die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf diese bedeutsame Sache zu lenken. Ohne zu behaupten, daß ich eine bloße Uebersetzung liefere, will ich den Hauptinhalt jenes Blattes mittheilen, indem ich Ew. H. zu bedenken bitte, daß dieser ganze Bericht bloß ein Versuch sein soll, die Wirkungen nur eines einzigen chem. Fabrikationszweiges darzustellen, obgleich dieser nach der Eisenschmelzfabrikation wahrscheinlich unter allen der wichtigste ist.

Der erste große Antrieb zur Verbesserung der Schwefelsäurefabrikation wurde durch die Ankündigung eines Preises von 1 Mill. Franken (40,000 Pf. Sterl.) gegeben, den der Kaiser Napoleon auf die Entdeckung eines einfachen und wohlfeilen Verfahrens zur Gewinnung von Soda aus Seesalz setzte. Es ist wohl bekannt, daß Soda seit undenklicher Zeit zur Bereitung der Seife und des Glases, zweier Produkte, welche für die Menschheit von der höchsten Wichtigkeit sind, verwandt wird. In der That ist die Anwendung der Seife für den Komfort des Lebens so wesentlich, daß die von einem Volke verbrauchte Menge von Seife als ein direktes Maß der Bildung und des Glückes, dessen es sich erfreut, angesehen werden kann. Ihr Gebrauch wird bedingt durch die von der Reinlichkeit ungetrennten Empfindungen des Behagens, ja des Schönen. Wo diese Empfindungen vorwalten, da sind zuverlässig Bildung und Glück zu finden. Die Fürsten, Grafen und Barone, die Reichen und Mächtigen im Mittelalter, welche unter köstlichen Speereien und Wohlgerüchen die widrigen Ausdünstungen ihrer Haut und ihrer Kleider, die seitens mit Seife in Berührung kamen, verbargen, fröhnete allerdings in ihren verschwenderischen Festen und prächtigen Gewändern einem größern Luxus als ihre Nachkommen in der neuern Zeit. Aber welcher Unterschied zwischen ihren Tagen und unsern, wo der leibliche Schmutz mit völligem Elend gleichbedeutend geworden ist!

Dem Glase andererseits verdankt der arme Mann die unschätzbare Segnung des freien Lichtzutrittes zu seiner Wohnung selbst in dem kältesten Klima. Es ist nicht leicht, den Werth, den diese beiden Produkte, Seife und Glas, für den Menschen haben, zu übertreiben. Während des Krieges war Frankreich seiner gewohnten Zufuhr von Barilla (der gewöhnlichen Quelle der Soda) und Seife aus Spanien beraubt, da die Häfen beider Länder von der britischen Flotte bewacht wurden. Die aus diesem Stande der Dinge folgenden hohen Preise von Soda, Seife und Glas veranlaßten das Ausgehen des oben erwähnten Preises, und die Aufgabe wurde von dem französischen Chemiker Leblanc gelöst, welcher ein wohlfeiles und einfaches Verfahren zur Gewinnung der Soda aus Meersalz lieferte. Frankreich versorgte sich bald auf eine wohlfeilere Art als früher; Fabriken von Soda, Seife und Glas entstanden und blühten, und die bitteren Empfindungen, welche unter den Spaniern durch den dauernden Verlust eines gewinnreichen Handels erregt wurden, trugen das ihrige bei, den Halbinselkrieg zu einem glücklichen Ende zu führen und Napoleon vom Kaiserthron zu stürzen.

Dieses waren die unmittelbaren Folgen von Leblanc's Entdeckung; aber mit peinlichem Gefühl muß man hinzufügen, daß er niemals die so wohl verdiente Belohnung empfing. Die Restauration trat inzwischen ein; die neue Regierung hatte dringendere Schulden zu bezahlen, und es ist klar, daß seine Ansprüche gegenwärtig durch Verjährung ausgeschlossen sind. Betrachten wir nun die Beschaffenheit des Leblanc'schen Prozesses. (Fortf. f.)

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Pietisten-Andacht.

Eine wahre Geschichte.

Sie sitzen und beten gar brünstig im Saal
Und stecken die Köpfe zusammen,
Wie jagende Schäflein im engen Stall
Bei zuckenden Flammen.

Sie stehen: O liebes Jesulein!
O wollest dich gnädig erbarmen!
Errett' uns aus gräßlicher Sündenpein
Und sei barmherzig uns Armen!

Da schnuppert ein Hündlein herein zur Thür.
— „Das hat uns ein Bröcklein gestohlen,
Es war eine Semmel. Da, Luder, dafür
Soll dich der Satanas holen!“

„Früh, Knüttel her — schlägt die Bestie todt.
Sie soll zur Stelle verreck'n!“
Das arme Thierlein, in Todesnoth,
Vertrieht sich in allen Eden.

Das traf ihm den Kopf! Drauf losgefeilt.
Bei, lustig die Beinelein frachen.
Das arme Hündlein gar kläglich heult. —
Man stößt ihm den Stock in den Nacken.

Es winselt, es fließt in Strömen sein Blut.
Es wird mit Füßen zertreten.
„So, Kindlein, nun laßt es, jetzt ist es gut,
Wir wollen wiederum beten.“

Nun sitzen sie wieder voll Andacht im Saal
Und stecken die Köpfe zusammen:
„Errett' uns aus schrecklicher Sündenqual
Und wolle uns doch nicht verdammen.“

„Sei gnädig, du liebes Jesulein,
Und schenke uns deinen Frieden!“
Sie enden — da ist in kläglichem Pein
Das arme Hündlein verschieden.

* Schornsteinfegerschwänke.

(Fortsetzung.)

Nun glaubte der weise Müller, eine solche Strenge wäre das beste Mittel, seinem Lieschen die Lust zu Liebessabenturen für alle Zeit zu vertreiben. Allein er irrte sich, wie fast alle Väter, die da meinen, Nichts fruchte mehr bei der ungerathenen Nachkommenschaft, als ein Verbot, durch Stock und Ruthe eingepreßt. Es lebt ein angeborener Trieb im Menschen, namentlich im jugendlichen, gerade das Gegentheil von Dem zu thun, was ihm die Gewalt eines Anderen vorschreibt. Es ist dies das Streben der unterdrückten Freiheit, die ihre Fesseln mit Gewalt zu zerreißen sucht. So war's auch bei der hübschen Müllerstöchter. Erst weinte sie bitterlich in der düstern Kammer, worin Tag und Nacht die Mäuse ihr Unwesen trieben und bat und jammerte laut durch's Schlüffelloch, der Vater möge sie doch in Freiheit setzen. Als dies umsonst blieb, da wurde sie trotzig, warf sich in einen Winkel nieder, legte den Kopf auf einen alten Kasten und dachte: „Jetzt mag's kommen, wie es will. Mag die Welt darüber zu Grunde gehen! der Schornsteinfeger und kein Anderer!“ Nun war Lieschen allerdings erst sechzehn Jahr alt, und Mädchen dieses Alters sind oft sehr wandelbar in ihren Entschlüssen, aber bei Lieschen war dies nicht der Fall. Sie besaß die Halsstarrigkeit des Vaters, der auch fest bei Dem blieb, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Am dritten Tage nach der erzählten Ueberraschung der beiden Liebenden, schloß der Müller Lieschen's Kerkel auf und befahl ihr, herauszukommen und sich sauber anzuputzen. „Es ist Besuch da,“ sagte der Alte, „der dich freuen wird. Da Du unraffes Ding schon einmal auf's Heirathen erpicht bist, so habe ich schnell für einen Mann gesorgt, der Dich glücklich machen kann.“

Das Mädchen sagte aber kein Wort, biß trotzig ihre Lippe, wandte dem Vater den Rücken und ging in den Hof, um sich am Brunnen Gesicht und Hände zu waschen, was seit zwei Tagen nicht geschehen war. Der Alte sah ihr zornig nach und schritt wieder in die Wohnstube zu seinem Besuche. Lieschen schonte das Wasser nicht, sie spülte das kummerbleiche Gesicht, den glänzenden Nacken, die runden Arme und die zierlichen Hände mit dem

klaren
Wange
zu Mu
so schön
Birnba
ein kl
machte
beine.
streichel
dabei:
wenn d
bringt.
rief sie
nicht oh
ihren L
erstarrt
zwischen
war ein
Ein alte
ein Nie
drei Ko
stellte ih
Es war
Mensch
Finger
einer dü
ich freue
Ihr Be
meine F
ich Ihr
meine dr
Ich heiß
mühle v
meine er
Sie wir
diese sch
Mund,
verschling
an sich d
der droh
sprach m
„Mein
nicht erfre
denn ich
der schor
fürchte, i
Sie in
Sie woll
schmaus.
wenigsten
Mit diese
Der W
tecke Spr
Töchterch
Peitsche u
Flügelmei
papa! das
zeit wird
Ehehülfe
Meine ers
des Wider
Mittel an
die erste
machen w
den Flügel
langsam i
Faß vom
und Feuer
sie für im
liche Lustf
dann Sch
mit den be
holde, sch
einer guten
Der Mü
„Ich sehe,
dabei, Ihr
der Beding
steuer nehm
Ihr seid ja
Tode befor
besitze.“

klaren Brunnenthriftall. Da erblühte die bleiche Wange wieder. Das frische Wasser machte sie frisch zu Muth. Zudem war der Sommermorgen noch so schön, die Vögelin schlugen lustig in dem großen Birnbaume hinter ihrem Hause, ihr Lieblingshund, ein kleiner schwarzer Spitz, hüpfte an sie heran, machte Kapriolen und stellte sich auf die Hinterbeine. Da fing sie auf einmal wieder an zu lächeln, streichelte das treue schmeichelnde Thier und sagte dabei: „Wilhelm, ich bleibe Dir doch treu, und wenn der Vater mir zehntausend Freier in's Haus bringt.“ Dann hüpfte sie wieder in's Haus. Da rief sie der Vater in die Stube. Sie trat ein, nicht ohne Neugier, welches Gewächs der Vater in ihren Lebensgarten pflanzen wollte. Sie blieb fast erstarrt stehen. In ihrem Gesichte kämpfte es zwischen Lachen und Schreck; denn was sie sah, war ein wahres Ungeheuer von einem Menschen. Ein alter Mann mit feuerrothem Gesichte, groß wie ein Riese, der in der Gegend des Bauches wohl drei Kornsäcke im Umfange maß. Diesen Alten stellte ihr der Vater als ihren künftigen Gatten vor. Es ward ihr ganz blind vor den Augen, als das Menschengebirge auf sie zu wackelte, ihre zierlichen Finger in seine fußbreiten Hände nahm und mit einer dünnen Stimme sprach: „Schönes Lieschen, ich freue mich, ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ihr Vater wird Ihr gesagt haben, daß Sie meine Frau werden soll, und ich sage Ihr, daß ich Ihr Mann werden will. In vier Wochen sind meine drei Schweine fett, dann kann Hochzeit sein. Ich heiße Nikodemus Flügelmeier, besitze eine Mählmühle von vier Gängen, liebe Sie ebenso, wie ich meine ersten drei Frauen geliebt habe, und hoffe, Sie wird das Nämlische thun.“ — Nachdem er diese schöne Rede an sie gehalten, spitzte er seinen Mund, mit dem er Lieschens ganzen Kopf hätte verschlingen können, zu einem Kusse und wollte sie an sich drücken. Sie aber entzog sich wie ein Aal der drohenden Umarmung, flüchtete zur Thüre und sprach mit lachendem Troste:

„Mein werther Herr Flügelmeier, ich bin gar nicht erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen; denn ich habe keine Lust, einen Mann zu heirathen, der schon drei Weiber unter der Erde hat. Ich fürchte, ich würde ihnen bald nachfolgen. Schlachten Sie in Gottesnamen ihre drei Schweine, wann Sie wollen, doch nimmer zu meinem Hochzeitsschmaus. Ich bin noch viel zu jung zum Heirathen, wenigstens für Sie, der mein Großvater sein könnte.“ Mit diesen Worten schlüpfte sie zur Thüre hinaus.

Der Vater stand erst ganz verduzt. Eine solche feste Sprache hätte er nimmer seinem schüchternen Töchterchen zugetraut. Dann griff er nach seiner Peitsche und wollte ihr nachhelfen. Doch der Müller Flügelmeier hielt ihn zurück und meinte: „Schwiegerpapa! dazu ist jetzt nicht die Zeit. Nach der Hochzeit wird sich's eher thun. Macht nur, daß sie meine Ehegähste wird. Ich will sie mir schon selbst zähmen. Meine ersten drei Weiber waren auch vom Teufel des Widerspruchs besessen; doch ich wandte ein gutes Mittel an, sie folgsam zu machen. Als mir die erste widersprach und mir das Leben sauer machen wollte, schleppte ich sie hinaus, band sie an den Flügel meiner Windmühle und setzte dieselbe langsam in Bewegung. Kaum baumelte sie zehn Fuß vom Boden in der Luft, so schrie sie Mord und Feuer. Nun hielt ich an und fragte sie, ob sie für immer das Maul halten, oder die gefährliche Luftfahrt machen wollte. Da gelobte sie mir dann Schweigen und Gehorsam. So machte ich's mit den beiden anderen Frauen auch und hoffe das holde, schnippische Lieschen auf ähnliche Weise zu einer guten Ehefrau zu ziehen.“

Der Müller Mause nicht beifällig und erwiderte: „Ich sehe, Ihr seid ein gescheuter Kerl. Es bleibt dabei, Ihr werdet mein Schwiegersohn, doch mit der Bedingung, daß Ihr mein Lieschen ohne Aussteuer nehmt. Es kann Euch ja auch Nichts verschlagen. Ihr seid ja selbst reich genug. Und nach meinem Tode bekommt das Mädel ja doch Alles, was ich besitze.“

Flügelmeier willigte ein. Die beiden Ehre männer drückten sich die Hände. Dann bestieg der dicke Freier seinen Gaul, der vor dem Hause angebunden war, und ritt nach Hause.

Lieschen hatte an der Thüre gehorcht und die saubere Zähmungsmethode des Windmüllers deutlich vernommen. Sie hatte auch die letzten Worte des verhaßten Bräutigams: „In vier Wochen also ist Hochzeit“ gehört und war außer sich vor Angst und Entsetzen. Sie kannte ihren unbarmherzigen Vater, wußte, daß der sie mit Gewalt zur Ehe zwingen würde. Was nun anfangen?

Das Erste, was sie that, war, daß sie eine Menge Thränen vergoß, dann ging sie in die Küche, um der Magd am Herde zu helfen. Diese war in den Garten gegangen, um Bohnen zu pflücken. Lieschen blieb also noch eine Zeitlang allein. Sie spaltete Holz und machte Feuer. „Ach Wilhelm, Wilhelm!“ seufzte sie, „wie liebe ich Dich, wie sehr verdienst Du es auch, von mir geliebt zu werden. Du wirst mich gewiß auf Händen tragen und an keinen Windmühlensflügel binden, wie der böse dicke Müller. Ach, wenn ich nur Dir mein Leid klagen könnte. Du würdest mich tröstend an die treue Brust drücken und vielleicht Rath und Hülfe wissen. Kaum hatte sie das gesagt, so fiel ein Stein vor ihr nieder. Sie schrak auf und blickte hin. Und siehe da, ihr Schreck wandelte sich blüßschnell in süße Freude; denn an den Stein war ein Briefchen gebunden. „Bon Wilhelm, gewiß von Wilhelm,“ jauchzte sie, dann öffnete sie es behende und las: „Mein liebes Lieschen. Seit zwei Tagen habe ich Nichts von Dir gesehen noch gehört. Was muß mit Dir geschehen sein? Umsonst bin ich täglich ein Duzendmal vor Deinem Fenster vorüber spaziert. Ich weiß jetzt nicht einmal, ob Du noch im Hause bist. Doch muß ich es um jeden Preis erfahren. Ich werfe Dir also dies Briefchen durch den Schornstein. Kommt es in Deine Hände, gut, wo nicht, so kann es nicht schaden, da Dein Vater doch einmal weiß, daß wir uns lieben. Liest Du diese Zeilen, so handle darnach. Sei heute Abend, wenn Alles schläft, in der Küche und rufe in den Schornstein hinauf: Wilhelm, ich erwarte Dich. Du wirst dann sehen, was geschieht.“

Lebe wohl! und bleibe treu

Deinem Wilhelm.“

Lieschen war vor Freude außer sich über diesen Brief. Sie küßte ihn wohl ein Duzendmal. Dann verbarg sie ihn an ihrem Herzen. Eine süßere Stelle konnte sie ihm nicht anweisen. Nun zeigte sie den ganzen Tag dem Vater die fröhlichste Miene von der Welt und kümmerte sich nicht um die drohenden Gesichter, die der Alte schnitt.

Als es Abend geworden, eilte sie, nachdem das Nachtmahl verzehrt war, in die Küche, um Tiegel und Teller aufzuwaschen. Die Magd wußte sie unter einem leichten Vorwande zu entfernen. Dann spähet sie, ob Alles sicher wäre, und als sie sich davon überzeugt, stieg sie auf den Heerd und rief in den Schornstein hinein: „Wilhelm, ich erwarte Dich.“ Darauf erwartete sie mit klopfendem Herzen, was geschehen würde.

Es dauerte nicht lange, so raschelte es auf eine wunderbare Weise im Schlot. Lieschen spitzte die Ohren. Auf einmal baumelten zwei Füße heraus, diesen folgten die Beine, dann Körper und Kopf und auf einmal sprang der feste Schornsteinseger wie eine Kage heraus und in Lieschens Arme.

Da jauchzte die Kleine laut, und sie hatte wohl Ursache dazu, denn ihr war ja das schönste Glück vom Himmel gefallen — ihr Liebster zum Schornstein herein. Nun sank sie an seine Brust, klagte ihm ihr Leid, erzählte von dem dicken Müller, der seine Frauen an den Mählenflügel zu binden pflegte, und wie der Vater hart und streng sei, und sie, wenn der liebe Gott im Himmel ihr nicht zu Hülfe käme, gewiß die verhängnißvolle Luftfahrt machen würde, denn sie könnte dem dicken Müller nun und nimmer gehorchen. Wilhelm tröstete sie nach besten Kräften auf die gewöhnliche Weise, wie zärtliche Liebhaber ihre betrübten Geliebten zu trösten pflegen.

Er weinte mit ihr, küßte sie, schwur ihr ewige Treue, versprach morgen Abend wiederzukommen und kletterte dann gewandt den Schornstein hinauf und zum Dache hinaus. Darauf lief er, von der Nacht begünstigt, ungesehen bis zu dem Hause seines Vaters, das nur zehn Fuß von dem des Müllers abstand, schritt jede Gefahr verachtend auf einem schmalen Balken, den er zuvor hingelegt, hinüber und war nach zwei Minuten wieder in seiner Dachkammer.

Lieschen ging, nachdem ihr Liebster fort, wieder zum Vater, doch nicht eher, als bis sie das Antlitz sauber abgewaschen hatte. Hierauf betete sie, wie gewöhnlich den Abendsegen. Dann eilte sie zu Bette und schlief unter den rosigsten Träumen bis zum hellen Morgen.

Von nun an fand das Stelldichein in der Küche jeden Abend Statt. Lieschen war daher immer munter und gut aufgelegt. Das sah der Vater mit großem Wohlgefallen und dachte im Stillen: „Sie ist vernünftig geworden und sieht es ein, daß Flügelmeier der beste Mann für sie ist. Er lud darum seinen künftigen Schwiegersohn mehre Male zum Besuche ein. Da mußte denn Lieschen sich ihm gegenüber setzen und die läppischen Schmeicheleien des Weiberbändigers anhören und durfte keine saure Miene ziehen.“

Endlich aber kam die Zeit — sonst die schönste im Leben für eine glückliche Braut, für das arme Lieschen aber die schrecklichste — die Zeit der Verheirathung immer näher. Am Sonntage sollte das erste Aufgebot stattfinden. Da war es mit Lieschens Lebensmuth und Fröhlichkeit rein aus. Eine fürchterliche Angst besiel sie. Wohin? um Rettung vor dem schrecklichen Müller zu finden. Sie klagte es am Freitag Abends ihrem Geliebten. Dieser gerieth gleichfalls in Verzweiflung; versprach aber doch, auf eine oder die andere Art Rath und Hülfe zu verschaffen. Mit diesem Troste verließ er sie.

Der Sonnabend verging wie immer. Die Sonntagmorgensonne blickte längst in des Müllers Kammer. Aber kein Lieschen kam, um den Vater zum Kaffee zu rufen, wie jeden Morgen zu geschehen pflegte. Der Alte blickte nach der großen Uhr, die seinem Bette gegenüber stand. Sie zeigte schon auf acht. Da froh er mit einem: „Poß Mählschen, was treibt die Dirne heute für Zeug!“ aus den Federn, fuhr in die Kleider, lief in's Zimmer, in die Küche, endlich in Lieschens Kammer — sie war nirgends zu finden. Da wurde er wild, wie sein Kettenhund, tobte im Hause herum, rief die Magd und alle Knechte zusammen und fragte, ob Niemand die Tochter gesehen? Keiner konnte befriedigende Antwort geben. Endlich brachte der jüngste Knecht, der in der Küche herumgestöbert hatte, ein Papier, das in Briefform zusammengelegt war und gab es dem zornigen Alten. Dieser riß es eilig auf, las ein paar Zeilen und sank dann erschrocken auf einen Stuhl und jammerte: „O, mein Gott! was ist geschehen!“ Die Knechte nahmen das Papier, das auf die Erde gefallen war, und lasen:

„Wenn Du dies Papier liest, Vater, so bin ich nicht mehr in Deinem Hause. Ich gehe dahin, wo Du mich niemals finden wirst. Ich entfliehe einer Verbindung, die mir das Leben kosten würde; besser also vorher, als nachher, so wird's doch ohne Qual mit mir aus. Sage dem dicken Flügelmeier, er solle sich bessern und nie wieder sein Weib an den Flügel seiner Windmühle binden, mein Geist würde ihm sonst erscheinen, aber nicht allein, sondern seine drei Weiber würde ich mitbringen, und ihn Nacht für Nacht auf das fürchterlichste quälen. Beweine und vergiß nicht, Vater, Dein armes Lieschen.“

Die Knechte und Mägde glockten sich an. Lieschen, das holde, freundliche, gesunde Lieschen hatte sich aus Verzweiflung selber den Tod gegeben. Es war entsetzlich. Alle blickten mit Abscheu auf ihren Herrn, der sie gewissermaßen selbst in den Tod durch den Heirathszwang hineingeführt hatte.

Der alte Mause blieb erst eine Zeitlang sprachlos. Dann kam er wieder zu sich und begann nun gegen

sich selbst zu wüthen. Er lief mit dem Kopfe gegen die Wände, raufte sich die Haare und nannte sich den Mörder seines einzigen Kindes. Dann stürzte er nach dem Mühlengraben. Die Knechte folgten ihm. Nun wurden Stangen und Netze herbeigeschafft, um das arme Viebschen aufzufischen. Vergebens war alle Mühe. Sie war nicht zu finden. Nun lief man aus einer Kammer in die andere, in den Keller, auf die Böden, guckte zwischen alle Mühlenräder hinein, um ihren Leichnam zu entdecken. Auch das war umsonst. Da rannte der betrübte Alte zur Polizei und machte die Anzeige von dem Verbrechen seiner Tochter. Darauf wurden denn Anzeigen durch die Orts- und Amtsblätter nach aller vier Winden geschickt. Die Gensdarmen und Polizeidiener mußten die ganze Gegend durchstöbern. Viebschen war und blieb verschwunden.

(Fortf. f.)

* Bemerkungen über England nach Kohls Reisen.

(Fortsetzung.)

12. Ein Polizeigefängnis in Manchester und die Vermehrung der Verbrechen.

Ein solches Polizeigefängnis befand sich halb unter der Erde, und wir mußten dazu eine Treppe hinabsteigen. Es bestand aus einigen Vorzimmern, in deren einem ein Polizei-Kommissar zu Gericht saß (es war 12 Uhr Nachts), und aus mehreren hintern Räumen, von denen einige sogenannte polizeiliche „Lock-ups“ (Verschließe), d. h. vorläufige Gefängnisse, waren.

Die Polizei ist in allen Städten Englands jetzt ungemein ansehnlich und zahlreich, und in Manchester sind im Winter 300 und im Sommer 250 Polizeidiener mit Erhaltung der Ordnung in der Stadt beschäftigt.

Die Leute, welche man einer Unordnung wegen ergriff, werden von den Polizeidienern sogleich vor den Polizeikommissar geführt und je nach Bestand des Falls mit einer Ermahnung oder ohne sie wieder entlassen oder in den Lockup verschlossen.

Gleich als wir hereingekommen und mit Erlaubnis des Polizeikommissars durch die Räume spazierten, fielen unsere Augen auf eine blutige Szene. Ein furchtbarer lärmiger Kerl, der besoffen und wahnfinnig zu gleicher Zeit schien, und dem das Blut über das Gesicht floß, saß auf einem hölzernen Stuhle, von zwei Polizeidienern mit Gewalt gehalten. Ein dritter schor ihm das Haar, um seine Wunden untersuchen zu können. Man hatte diesen Kerl bei irgend einem „Riot“ (Straßentumulte) aufgefangen. — Solche widerliche blutige Szenen sind gewöhnlich das Erste, worauf in England die Blicke eines die Polizeistationen besuchenden Fremden fallen, von Mansionhouse in London herab bis zu diesem unterirdischen Polizei-Lockup in Manchester.

Hinter den Gittern des Lockup saßen einige besoffene Kerle, die gottlos fluchten und lärmten, daß es durch das ganze unterirdische Gemäuer erscholl.

Neben diesen Banditen in denselben Räumen waren auch ein paar kleine Knaben eingesperrt.

Als ich mich dem Gitter zu sehr näherte, griff ein wildes Mädchen rasch mit dem Arme daraus hervor, kniff mich in die Beine und erhob darnach ein schallendes Gelächter, das bei ihren Kumpanen viel Heiterkeit erweckte.

Als wir darnach in das vordere Gerichtszimmer zurückkehrten, waren unterdessen zwei kleine Knaben vorgeführt worden, die man, als eines Diebstahls verdächtig, aufgegriffen hatte. Auf den einen dieser Knaben, den hübschesten und lebhaftesten von den beiden, einen untersehten, kräftigen, feueraugigen kleinen Burschen von vierzehn Jahren, fiel der bedeutendste Theil des Verdachts; denn es ergab sich, daß er, so jung er war, schon viermal Gefängnisstrafe erbuldet hatte und wie der Richter sagte „a numberless time“ (unzählige Male) von der Polizei vorgefordert gewesen war. Der andere, ein stiller schläfriger Bursche, den man nur aufgegriffen hatte, weil er in Gesellschaft dieses Schelms gefunden worden war, wurde wieder entlassen, und

der Richter ermahnte ihn väterlich und streng, sich nicht wieder in solcher schlechten Gesellschaft betreffen zu lassen. Sein Vater, der mit ihm hereingekommen war, nahm ihn mit sich nach Hause. Der kleine 14jährige Verbrecher sah so munter und fest aus, daß mir es schien, er hätte einen der besten Matrosen in der brittischen Marine abgeben müssen. Vielleicht, wenn seine Jugend besser geleitet gewesen wäre, hätte er sich mit seinem angeborenen kühnen Unternehmungsgeiste zu einer bedeutenden Stellung in derselben aufgeschwungen, während nun dieser selbe Geist in verbrecherische Frechheit und wilde Zügellosigkeit auszuarten drohte. Der Knabe hatte keine Eltern, und ein Brodherr nach dem andern hatte ihn entlassen, und so war er denn ein Mitglied der beschäftigungslosen, verbrecherischen Straßenbevölkerung von Manchester geworden.

Diese Bevölkerung muß sehr bedeutend sein; denn in einem Werke über Manchester von einem gewissen Herrn Love, in welchem sich einige statistische Nachrichten befinden, fand ich unter Anderem, daß im Jahre 1841 nicht weniger als 2730 (zwei tausend siebenhundert und dreißig) verlorene Kinder von der Polizei aufgegriffen und ihren Eltern zurückgegeben wurden (lost children found by the police and restored to their parents). Diese Zahl klingt fast chimärisch, allein ich habe Polizeinachrichten für andere Jahre eingesehen, in denen die Summe der verlorenen Kinder noch viel höher (auf mehr als 3600) angegeben wird. In demselben Jahre (1841) waren der Polizei in Manchester 160 Häuser bekannt, in denen gestohlene Sachen niedergelegt zu werden pflegten (houses for the reception of stolen property), ferner: Versammlungshäuser für Diebe (houses for the resort of thieves) 103,

Gasthäuser, worin beide Geschlechter ohne Unterschied durcheinander schlafen (lodging-houses where the sexes indiscriminately sleep together) 109, Gasthäuser für Bettler (mendicant-lodging-houses) 91,

Personen, die zwar eine gesetzliche Beschäftigung haben, die aber dafür bekannt sind, ihren Verdienst durch gelegentliche und ihnen zur Gewohnheit gewordene Verletzungen des Gesetzes zu vermehren 160,

Bierhäuser und sonstige Schenken (beerhouses and public houses) 1267.

Da Manchester über 350,000 Einwohner hat, so gibt letzteres mithin etwa auf 300 Einwohner ein Bier-, Branntwein- oder sonstiges Trink- und Speisehaus.

Die Besitzer von 462 dieser Schenken und Bierhäuser wurden im Jahre 1841 vor den Stadtmagistraten angeklagt, daß sie „disorderly houses“ (liederliche Häuser) hielten.

„Diese Bierhäuser und Schenken“, sagt der zitierte Herr Love in seinem Buche, „sind die Treibhäuser der Immoralität, die Plätze, an denen der Verbrecher geübt und belehrt wird. Kürzlich hat man in einigen dieser öffentlichen Häuser in Manchester eine neue Art von Volksamusement, das Publikum anzuziehen (some new attraction), etablirt. In einem geräumigen Zimmer der Schenke ist eine große Orgel errichtet. An den Sonntag-Abenden wird diese von irgend einem gemeinen Musiker gespielt. Um die Leute zu hintergehen und die Sabbathstrupei, die Einige haben möchten, zu beseitigen, wird keine andere Musik als Kirchenmusik (psalmody) gespielt. Durch Geschenke werden junge Leute mit guten Stimmen (von Sonntagsschulen) veranlaßt, die Orgel mit Gesang zu begleiten. Ein volles Zimmer ist gewöhnlich das Resultat dieser Musik.“

„Geht du am Sonntag-Abende bei der Thür eines dieser Häuser vorüber, so hörst du die frommen Klänge des geweihten Instruments. Trittst du nun aber in das Zimmer, so nimmst du eine Mischung beider Geschlechter wahr, schmuckgekleidete Mädchen und anständig aussehende Arbeitsleute in Gruppen umhersitzend. Vor jeder Gruppe stehen Krüge mit Porter oder Ale, und die Männer schmauchen, und

die kleinen Knaben thun, indem sie jene nachahmen, daselbe. Sie, einige halb betrunken, andere ganz betrunken, stimmen mit in den frommen Gesang der Sonntagsschüler ein oder versuchen es doch. Das ist eine Szene! — Unter dem Vorgeben, die Armen mit religiösen Gesängen zu erbauen, füllt der Wirth seine Taschen, während er auf diese Weise den Grund zur Vermehrung der Verbrechen legt.“

In Manchester sollen jetzt 50 solche Wirthshäuser sein, in denen das Porter- und Gin-Publikum mit Musik (es ist nicht überall kirchliche) insbesondere an Sonntagen angezogen wird. „Die Natur der Szenen“, fährt der Manchester'sche Schriftsteller fort, „die hier sich ereignen, kann nicht beschrieben werden. Wie viele sittliche und verständige Personen, welche zum ersten Male solche Plätze besuchten, um sich, wie sie meinten, am Abende ein unschuldiges Vergnügen zu machen, und weil keine andere Art von Vergnügen ihnen zugänglich war, — Frauen begleitet von ihren Männern, — Kinder mit ihren Eltern, — Schwestern mit ihren Brüdern, — haben dort wohl allmählig schlechte Gewohnheiten angenommen und einen verderbten Geschmack für eine Art von Gesellschaft gewonnen, welche endlich ihrem Charakter schädlich wurde und ihr zeitliches und ewiges Wohl gefährdete. Wenn man es duldet, daß diese Leute auf solche Weise verführt werden, wie kann man sich dann wundern, daß die Trunkenheit in England unter den arbeitenden Klassen zehnmal ärger ist, als in den meisten anderen europäischen Ländern?“

(Fortf. f.)

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Reisenden im 20. Jahrhundert.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nicht mehr als billig war es, daß solche unsterbliche Geister an einem Abend größere Summen erhielten, als der emsigste Geschichtsforscher für alle Tag- und Nacharbeiten seines ganzen Lebens. Aber billig wäre es auch, so dünkt mich, gewesen, wenn sie Regierungsräthe zu Kammerdienern, und Dichter, wie Uhland, Anastasius Grün, Grillparzer, Lenau und dergleichen Leute, zu Lakaien gehabt hätten. Ersteres in Betracht der unermesslichen Wichtigkeit einer solchen wahren Kunst für die Wohlfahrt des Staates und der Nation, und letzteres deswegen, weil diese Herren, die man mit Recht ignorirte, sich in der Nähe jener großen Geister hätten besser ausbilden können. Die gefühlvolle und dankbare Mitwelt errichtete jenen Helden Monumente jeder Art, theils von Marmor, wie im Thiergarten zu Berlin, theils auch bequemere, tragbare von Zucker, die bei jedem Konditor zu haben waren und als ein Zeugniß guten Geschmacks gelten konnten.

Was übrigens die Monumente betrifft, so hätten unsere Vorfahren von uns lernen können. Sie bildeten sich zwar im 19. Jahrhundert ein, eine Liebhaberei dafür zu besitzen und überredeten sich, die ganze Geschichte versteinert und vererzt zu haben. Indessen glaube ich, ohne unser Jahrhundert allzu hoch stellen zu wollen, daß in 19 Jahrhunderten zusammen genommen nicht so viele berühmte Männer lebten, wie in unserm 20sten, in welchem auf 10 sterbliche Menschen ein Unsterblicher kommt. Im verfloßenen Jahrhundert mußte man sich die Unsterblichkeit noch sauer genug verdienen, man mußte sich bei Lebzeiten mit tausend Thränen und Sorgen herumschlagen, man mußte sich zuweilen zu Tode hungern, bis endlich ein Aufruf zur Errichtung eines Monumentes erlassen wurde, welcher mit Buchhändlergelegenheit von Basel nach Eilsit flog und in Basel selbst bereits vergessen war, wenn er eben in Eilsit ankam, worauf er diesen Weg zurückmachte. Hierauf wurden Subskriptionen gesammelt, dann wurde festgegessen, festgetrunken, festgesprochen, festgesungen, festgetanzt, Festschulden wurden gemacht, woran wir noch im 20. Jahrhundert zu bezahlen haben. Bei uns geht das jetzt schneller. Wir heilen uns, unsern berühmten Männern bei Lebzeiten Monumente zu errichten, und zwar wandernde, die vermittelst Eisenbahnen und Dampfschiffen ihren Turnus um die ganze Erde machen, und stirbt uns einer von un-

fern unsterblichen Geistern so zu sagen unter der Hand, so wird er ausgestopft, wie gestern unser europäisch-asiatischer Lustspieldichter, dem das Unglück passierte, in eine Kloacke zu fallen und darin zu ersticken; schade für den genialen Mann, dessen Stücke zu gleicher Zeit das Zwergfell der Bewohner Peking's, Wiens und Londons erschütterten! Wenn man hierin nicht jene Weltliteratur erkennt, von der unsere Vorfahren so viel träumten, so müßte man unsere guten erleuchteten Zeitgenossen wahrhaft bedauern.

Ich kam gestern von einem kleinen Ausflug um und durch die Welt zurück, — eine Tour, die ich meiner Erholung schuldig war. Lieber Gott, wie würden die Leute vor hundert Jahren die Hände vor Schrecken über'm Kopf zusammengeschlagen haben, wenn ihnen der Arzt eine solche Kur ordinirt hätte. Freilich stand die Arzneikunde damals noch auf einer so niedern Stufe, daß es zum Erbarmen ist. Erhoben nicht, (wie wir dies in unsern Märchenbüchern für gebildete Säuglinge lesen) die sogenannten „rationellen“ Aerzte damals ein wahres Zetermordgeschrei wider die Homöopathen und Waffenturen? Was für Augen würden diese Herren wohl erst jetzt machen, wenn sie plötzlich wieder lebendig würden und sich von der Vortrefflichkeit unserer Feuerkur überzeugen? Wenn sie zusähen, wie der Patient zuerst den kleinen Finger und dann stufenweise weiter Glied für Glied der wohlthätigen Wirkung der Flamme aussetzt, wie sich der Humor dabei auf das Erfreulichste entwickelt, wie wir das bereits erlöschende Lebenslämpchen so zu sagen buchstäblich wieder anzustechen vermögen!

Der Zweck meines jüngsten Ausfluges um und durch die Welt (es war mein zweihundertvierundachtzigster) war nebenbei ein antiquarischer, da ich früherhin theils lebendig in Geschäften, theils in Familienangelegenheiten, theils auch aus andern Motiven gereist war. Ich hatte mir vorgenommen, die interessantesten Denkmale der Vergangenheit, an oder über denen ich früher vorüberfaute, in Augenschein zu nehmen und wo die Spuren ihrer sonstigen Bestimmung bereits ziemlich verwischt waren, die letztere vermittelt geistreicher Hypothesen zu beweisen, — die angenehmste Zerstreuung für einen Mann, den sein Arzt auf Reisen schickt, da es bei jener Beschäftigung nicht sowohl auf Wahrheit als vielmehr auf die einzige Eigenschaft ankommt, die einem Touristen nicht fehlen darf, nämlich auf eine gewisse Zuversicht, welche man schicklicher Noblesse nennt und womit man imponirt.

Das interessanteste Denkmal, welches mir auffiel, befand sich in Deutschland, doch ist es mir unmöglich, mich auf die Gegend zu erinnern, in welcher es steht. Es ist ein ziemlich hohes und breites Gebäude, eine Mustertafel aller möglichen Baustyle, gewissermaßen ganz ohne Form und, wie es mir scheint, auch ganz ohne Idee und Zweck. Einige ältere Reisende hielten es für eine von jenen Festungen, wie sie im 19. Jahrhundert fast in allen deutschen Städten sich befanden und welche man „geschlossene Gesellschaften“ nannte, weil in denselben ausschließlich „gebildete Menschen“ Zutritt hatten; andere Alterthumsforscher rietten, der phylanthropisch-bequemen innern Einrichtung wegen, auf ein Zuchthaus; ich für meine Person halte das Ganze für ein Mausoleum, für welche Behauptung ich ein Duzend Gründe aufführen könnte, wenn ich mich überhaupt auf Gründe einlassen wollte. Was mich überzeugt, daß es wirklich ein Grabgebäude ist, das ist eine noch ziemlich gut erhaltene Inschrift über dem Eingang zu einer Reihe von Gemächern, welche von oben bis unten mit Altentöpfen angefüllt waren. Die Inschrift lautete: „Hier ruht der deutsche Schlenbrian.“ Bei genauerer Betrachtung fand ich, daß die Decken mit fast verbliebenen Gemälden verziert waren; so z. B. war die eine mit Köpen bemalt, die sich sämmtlich in einer und derselben loyalen Stellung, der des Kagenbuchels, präsentirten, die zweite mit Kindern, welche nummerirte Seifenblasen in die Luft jagten, auf deren eine ich noch die Nummer 1813 entziffern konnte. Auf der dritten Decke glaubte ich den Plan jener

Eisenbahn zu erkennen, über deren Erbauung und Richtung bis zum Beginn unseres Jahrhunderts hin- und hergesprochen worden war. Doch genug von diesem Monument, welches ich nun einmal das „Mausoleum des deutschen Schlenbrians“ nenne.

Höchst interessant war mir in Wien das Monument Restroy's. In mitten des Versehenfeldes erhebt sich die Bildsäule dieses großen Mannes, aus Granit gehauen; imposant steht er da, die eine Hand in der Tasche, die andere hinterm Ohr, als „wolle er sich einen Jux machen“. Befremdet hat mich jedoch bei diesem erhabenen Kunstwerk die seltsame Laune des Meisters, der dem großen Dichter einen Strick um die Beine und das Ende dieses Strickes einer am Piedestal angebrachten drolligen Figur in die Hände gab, auf deren Rücken ich das Wort „Staber!“ las. Besagte kleine Figur stand mit ausgebreiteten Beinen, wie der Koloss von Rhodus, auf den Giebeln zweier Gebäude, die ich für Theater hielt.

Ich bin in der Welt ziemlich weit herumgekommen, aber nirgends habe ich eine so paradiesische Gegend gefunden, als Rococohaide, welche in früheren Zeiten unter dem Namen: „Lüneburger Haide“ ziemlich verrufen war, und (wie man in französischen Blättern des 19. Jahrhunderts liest) damals von einer wilden Völkerschaft, den „Haidchnucken“, bewohnt wurde. Ich sage paradiesische Gegend, weil sie unabsehbar weit mit blühenden Drangen, Myrthen und Kaktus besetzt ist, auf dem Grenzpfahl liest man die Inschrift: „Kennst du das Land?“ und der angenehme erste Eindruck, welchen die italienische Vegetation macht, wird bei näherer Besichtigung um so weniger verwischt, wenn man sich nämlich überzeugt, daß man es mit einem hölzernen Laube zu thun hat, dessen frische Farbe Sommer und Winter hält, weil sie gute Delfarbe ist. In Mitten dieser Gartenanlagen steht nun das Monument des Mannes, welchem sie ihren neuen Namen verdankt; es besteht aus einem Trauergemäus, der eine umflorte Urne umschlingt, und auf der Urne las ich die Schrift: „Rococo. Lustspiel in fünf Aufzügen,“ was nun dies zu bedeuten hat, weiß ich nicht; hier steht der Alterthumsforscher in ehrfurchtsvollem Schweigen, wie vor den Geheimnissen der Pyramiden.

Hoch oben auf dem Straßburger Münster sah ich das Monument eines gewissen Thiers, der sich im Thurmknäuf beiseßen ließ, um seine Aussicht nach dem Rhein zu haben; so lautet die Sage, die man sich auf der Plattform erzählte; er soll seiner Zeit ein warmer Liebhaber Deutschlands gewesen sein und sich besonders durch die genauesten Kenntnisse der deutschen Eisenbahnen ausgezeichnet haben; zur Anerkennung seiner Verdienste um Deutschland hat die Frankfurt-Darmstadt-Heidelberg-Karlsruhe-Baseler-Bahn, den Namen Thiers-Bahn erhalten; — eine alte Tugend bei den Deutschen, die Dankbarkeit, sie bedanken sich noch heute für die guten Lehren, die sie vom Ausland bekamen, aber was sie sonst noch thun, weiß ich nicht.

Von Berlin fuhr ich auf der Eisenbahn in einem Zuge, ohne auszustiegen, nach Tobolsk; es waren 325 Lokomotive vorgespannt und für jedes 10 Wagons berechnet. Während ist die Herzlichkeit, mit welcher die Nationen hier fraternisiren, und achtungsbietend ist die Kultur in Sibirien. Dieses Land, welches einst in einem etwas übeln Geruche stand, verdankt sie dem Dioskurenpaar Strauß und Lanner, deren Namen noch heutzutage jeder Sibirier nicht ohne die höchste Pietät ausspricht. Die höchste Zierde von Tobolsk, wie von ganz Sibirien ist ein ungeheurer Obelisk aus Eis, auf dessen Seitenflächen man eine Karte der ganzen Erdoberfläche erblickt. Um die Wahrheit nicht zu verschweigen, muß ich bemerken, daß an jeder Ecke des Obeliskens eine Schildwache stand, die mich, wie ich von einer Seite zur andern ging, von oben bis unten visirte, — gewiß eine sehr zweckmäßige Maßregel und ein nicht genug anzuerkennender Fortschritt im Vergleich mit jenen kleinsten des 19. Jahrhunderts, worüber sich die Leute damals so sehr ängstigten! Ihr guten Leute, wie beschränkt war euer Gesichtskreis, wie wenig ahntet ihr, — im Glauben: Alles

sei schon auf dem Gipfel, — daß es über dem Gipfel noch einen höhern Gipfel geben kann. Doch was predige ich den Todten? Lebe ich denn nicht, und ist denn der Lebende nicht glücklich, ist denn alles Bestehende nicht gut, weil es ist? Bedauernswürdige Todte, ihr ahntet doch noch ganz andere Dinge nicht, ihr waret ein gläubiges Geschlecht, ihr hieltet viel für baare Münze, was, wenn ihr es wechseln wolltet, nur Rechenpfennige waren.

Der Weg nach Peking dauerte für eine Luftballongelegenheit diesmal etwas lang. Der König von England, welcher jetzt zugleich Kaiser von China ist, besitzt eine ausgezeichnete Gallerie von Werken alter Meister. Besonders fiel mir eine Gruppe in Erzguß, mit dem schönsten Edelrost überzogen, auf, welche einen gewissen Robert Peel und einen gewissen O'Connell in der Attitude von Amor und Psyche darstellte. Die britische Armee in China befand sich übrigens bei meiner Ankunft in bedeutlicher Aufregung, weil die Opiumernte, welche sie statt baaren Geldes als Sold erhält, mißrathen war, und man sie dafür in Thee ausbezahlen wollte. Es wurden ganz wüthende Reden gehalten und ich erinnere mich noch der Worte eines kleinen Lieutenants, der das kolossale Monument Wellingtons erklimmen hatte und von der etwas verwitterten Nasenspitze dieses Helden herab die Gemeinen haranguirte. Hier ereignete sich nun ein Vorfall, der wieder deutlich bewies, wie oft das Schicksal eines großen Reiches von dem kleinsten Zufall abhängt. Schon schwangen nämlich die Soldaten mit dem Ausruf: „Opium oder Tod“ ihre Säbel, als die morsche Nase Wellingtons unter dem darauf reitenden Lieutenant brach und mit ihm gerade in die Mitte der Empörer hinabstürzte. Erst allgemeine Befürzung, dann losbrechender Jubel des getreuen Volkes, hierauf Illumination, und beim Scheine der Millionen von Laternen allgemeine Vertheilung des Papageienordens...

Hier bricht der Bericht ab.

Mannigfaltiges.

Ein Berichterstatter im „Morgenblatte“ erzählt vom Schulwesen im Hannover'schen: „Es gibt hier zu Lande Lehrer — die amtlichen Register weisen es aus — deren Jahres-einnahme in Geld Einen Thaler beträgt, die dabei in der Dörtenwohnung untergebracht sind, oder von Monat zu Monat bei Gemeindegliedern die Wohnung wechseln müssen und einen sogenannten Reihetisch bei den Bauern genießen. Sie sammeln daneben das Schulgeld selbst ein und müssen, wie sich von selbst versteht, allerhand Neben Dienste verrichten. Zehn Thaler jährlich ist ganz gewöhnlich, zwanzig schon eine bedeutende Stelle, fünfundsechzig aber das Höchste, was ein Volkslehrer hier zu Lande zu genießen hat.“

* Liebig nennt in seiner neuesten Schrift (Bemerkungen über das Verhältniß der Thierchemie zur Thierphysiologie. Heidelberg. 1844.) die Kaltwasserheilanstalten „Spielhöllen gewinnstüchtiger Spekulant“, in welchen die Leidenden um Gesundheit und Leben würfeln. — In demselben Buche bemerkt er in Betreff der Zeugnisse über die Wirkungen des Schwelzerischen Kräuteröls und der Löwenpomade: „Alle an den Aussteller gerichteten Briefe kommen retour, und sucht man die Orte auf, wo sie wohnen sollen, so sind gerade die Glasköpfe, die ihr Paar wiederbekamen, gestorben oder auf Reisen; man bekommt sie nicht zu Gesicht.“

Der Schwäbische Merkur meldet unterm 9. August: Se. Majestät unser König haben vermöge höchsten Decrets vom 5. Aug. 1844 den Finanzminister, Geh. Rath v. Herdögen, auf sein Ansuchen der Verwaltung des Finanzdepartements entbunden und in den Ruhestand versetzt.

* Braunschweig, 3. August. Der brave Oberjäger Möhring vom ehemaligen Husarenregimente Schill, welcher gegenwärtig das von hiesiger Stadt zum ewigen Gedächtniß seines ruhmwürdigen Führers gestiftete Invalidenhaus bewohnt, erhielt am 22. v. M., an demselben Tage, an welchem vor 35 Jahren feindliche Kugeln das Herz des jetzt ergrauten Kriegers schmachvoll durchbohren sollten, jedoch die Ziehung eines glücklichen Loses sein Leben rettete, von des Königs von Preußen Majestät das allgemeine Ehrenzeichen. Der erhabene Monarch hat hierdurch von Neuem den Beweis gegeben, wie sehr er das Andenken Ferdinand v. Schill's ehrt und die Tapferkeit seiner Krieger noch nach langen Jahren anerkennt und belohnt. Möhring hatte sich bei Dödenhof und bei der Einnahme Straßburg's besonders ausgezeichnet und ist jetzt der Wächter der Ruhestätte des Hauptes Schill's. (S. D. N. A. 3.)

Die Königin von England ist am Dienstag den 6. August von einem Prinzen glücklich entbunden worden.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerzten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandl. in Wiesbaden, bei Wilt. Empting in Bochum und in der Wilt. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(519.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung sind so eben erschienen:

Die
Letzten Hermesianer.
Zweites Heft.

Oder:
Licht und Schatten.

Würdigung der Flugschrift:

„Die Letzten Hermesianer und ihr Anwalt.“

Von **Hermann Joseph Stupp**,
Advokat-Anwalt i. c.

8. 56 Seiten. In Umschlag geheftet.

Preis 7½ Silbergroschen oder 27 Kreuzer.

Obgleich sich diese Schrift als zweite Lieferung der ersten anschließt, so ist sie doch auch für sich allein verständlich. Sie liefert wichtige altentworfene Mittheilungen, und setzt Jeden in Stand, sich ein selbstständiges Urtheil in der Hermesianischen Sache zu bilden.

Höchst beachtungswerth sind die so eben erschienenen:

Drei Sendschreiben

an den Verfasser der Schrift:

„Die Letzten Hermesianer und ihr Anwalt.“

Ein Wort zur Verständigung.

Von **Peter Paul Frank**.

8. 32 Seiten. Preis 5 Sgr. = 18 Kreuzer.

Beide Schriften sind nebst den bekannten früher erschienenen: Die

Letzten Hermesianer.

Von **Stupp** i. c.

Dritte Auflage. 8. Geh. 152 Seiten.

15 Sgr. oder 54 Kr.

Krieg und Frieden.

Oder der Hermesianismus und seine Gegner.

Von **Peter Paul Frank**.

8. 84 Seiten. Preis 10 Sgr. oder 36 Kreuzer.
namentlich wieder in sämmtlichen rheinisch-westphälischen Buchhandlungen vorräthig.

(520.) Konstruktion und Kritik

der
Hegel'schen Logik.

Von **L. * * ***

8. Preis 15 Sgr. 88 Seiten.

In dem vorliegenden Werkchen ist die Hegel'sche Logik von dem Kantischen Prinzip, daß Raum und Zeit nicht wirklich sind, mathematisch abgeleitet worden. Ein Prinzip, das auch Kant in der Kritik der reinen Vernunft stets berücksichtigt hat. Der Verfasser schmeichelt sich, daß seine Schrift jedem Gebildeten ohne große Mühe verständlich sei. Die Logik war bisher so unverständlich, weil man sie als ein Stückwerk auffasste, als ein Aggregat verschiedener Sätze ohne innigen Zusammenhang; obgleich dieser letztere nicht größer sein könnte, wie aus dem obigen Werkchen überzeugend hervorgeht. Es sind in demselben die wichtigsten Sätze der Logik, mehr als hundert, ganz einfach aus jenem Kantischen Satze entwickelt.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung wird binnen Kurzem erscheinen:

Das Deutsche Bürgerthum.

Eine Monatschrift

für

Politik, Religion und Geschichte der Gegenwart.

Freimüthige Besprechungen vaterländischer Zustände und Institutionen;
Im Vereine mit deutschen Männern herausgegeben

Wilhelm Friedrich.

Wahrheit und Recht!

Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Von dieser Monatschrift, deren Tendenz im Titel genau bezeichnet ist, wird monatlich ein Heft von 5—6 Bogen in gr. 8. auf Maschin.-Velinap. erscheinen. Für die Gediegenheit und Tüchtigkeit der Zeitschrift bürgt das „Deutsche Bürgerblatt“, indem alle Mitarbeiter desselben auch dem „Deutschen Bürgerthum“ ihre Kräfte widmen werden.

Den Preis eines Heftes haben wir für den Buchhandel vorläufig zu — 10 Sgr. = 36 Kr. bestimmt. Durch die Post bezogen abonniert man auf 3 Hefte oder ein Quartal mit 1 Rthlr. im Umfange des ganzen preussischen Staates. Ueber den Inhalt des demnächst erscheinenden 1. Heftes werden wir zeitig im „Deutschen Bürgerblatte“ berichten. — Bei allen Buchhandlungen und Postanstalten werden bereits Abonnements angenommen. Zur Theilnahme laden wir das große gebildete Bürgerthum des Vaterlandes ein.

Siegen, 1. August 1844.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

Sämmtliche Werke

von

(522.)

Joseph Freiherr v. Auffenberg.

Erste Gesamt-Ausgabe in Schiller-Format.

Der Band enthält 350—400 Seiten auf Masch.-Velinap.

Subscriptions-Preis per Band à 12½ Sgr. — 45 Kr.

Mit Verbindlichkeit auf das Ganze.

Erscheinen in 3 Sectionen:

I. 1—7. Band: Trauerspiele.

II. 8—15. Bd.: Schauspiele und dramatische Dichtungen.

III. 16—21 Bd.: Neuere dramatische Werke und vermischte Schriften.

Die 3. Section ist vollendet.

Erschienen sind folgende Bände:

1. Bd.: Pizarro. — Die Spartaner. — Der schwarze Freg.

2. Bd.: Die Bartholomäusnacht. — Die Fluchtler.

3. Bd.: Ludwig der Gütige in Peronne. — Das böse Haus.

— Der Löwe von Kurdistan.

9. Bd.: Alhambra, erster Theil: Soabdil in Cordova. —

Abenhamet und Alfama.

16. Bd.: Berthold der Bähringer. — Die Raketen des

Teufels.

17. Bd.: Die Fere von Pultawa. — Das Nordlicht von

Karlruhe. — Cäsar Morbel's Testament. —

Denkschrift des Holofernes Spontenknebel.

18. Bd.: Die Fure von Toledo. 2 Theile in 1 Band.

19. Bd.: Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und

Cordova. 2 Theile in 1 Bande.

20. Bd.: Polyanthea, eine Sammlung verschiedener Ge-

dichte. — 1. Gedichte komischer Gattung und

unvergoltete Pissen. — 2. Oden, Lieder und

Sonette. — 3. Romane und Balladen.

21. Band: Enderbeg, heroisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

Alle 14 Tage erscheint ein Band. Band 3—7 und

10—15 werden noch in 1844 vollendet. In allen Buch-

handlungen werden fortwährend Subscriptionsen ange-

nommen. Siegen, im Juli 1844.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung.

(524.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Volks-Erzählungen.

Eine Sammlung

von

Original-Novellen, Erzählungen und Charakterzeichnungen, dem bürgerlichen Leben entlehnt und dem gebildeten Bürgerstande gewidmet von

Friedrich Volkmann.

Erster Band, enthält: Der Trunkenbold und seine Tochter. Hans Freundlich. Das Glück der Armen.

Zweiter Band, enthält: Der Christ und der Freigeist. Johann der muntere Seifen-

fieder.

pr. Band, durchschnittlich 160 Seiten 8. stark, auf

weißem Maschinpapier, in Umschlag geheftet —

12½ Sgr. = 45 Kr.

Diese gebiegene Sammlung von Original-Erzählungen i. c. aus dem bürgerlichen Leben wird fortgesetzt. Der dritte Band ist unter der Presse. Jeder Band von gleichem Umfang wird 12½ Sgr. = 45 Kr. kosten.

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kreuznach.

Erinnerungen eines Kurgastes

an die

Mineralquellen und Bäder Kreuznach's, dessen Denkwürdigkeiten, Lustorte, schönste Partien und Flora; nebst Lokalnotizen für Kurfremde.

Von

Eduard Schneegans,

Verfasser der Chronik Kreuznach's und seiner Umgebungen.

Mit einer Ansicht Kreuznach's.

8. 120 Seiten auf Velin-Maschinpapier, in Umschlag

geheftet 15 Sgr. = 54 Kr.

Allen, welche die berühmten Bäder in Kreuznach gebrauchen wollen oder gebrauchen, ist diese Schrift auch in medizinischer Hinsicht zu empfehlen. Außerdem wird sie allen Kurfremden in Kreuznach sowohl eine höchst angenehme Unterhaltungs-Lektüre gewähren, als auch in jeder Beziehung ein zuverlässiger Rathgeber sein. Der Verfasser dieser interessanten Badeschrift ist ein geborner Kreuznacher. Die Ausstattung des Buches ist höchst elegant und der Preis sehr billig.

(525.)